

Sehnsüchte – Die Bilder von Bettina Hachmann

Stefan Skowron

Gleich Kapillaren die sich ihren Weg suchen und dabei alle Widerstände umlaufen, durchziehen, aus unterschiedlichen Richtungen her kommend, Linien, Farbgrate und feine Risse die Oberflächen mancher Bilder. Mancher, nicht aller. Es gibt auch solche, auf denen die suchende Linie sich versteift, kristallin wird und spröde, und noch andere, auf denen sie sich durchgräbt durch alle Schichten der Farbe, bis auf den Bildträger, die Leinwand, und sich dann auch noch hineinzwängt in das Gewebe, es öffnet, verletzt und zerreißt, mitunter so sehr, dass diese Verletzung des Materials wieder vernäht wird, was indes ihre Anwesenheit im Bild nur verstärkt.

Was sich derart als horizontale oder vertikale Spur, ob als Linie, Grat oder Ritzung zeigt – der Begriff Ritzung bezieht sich allein auf den archaisch anmutenden Charakter dieser Entäußerung –, ist gleichwohl weit entfernt davon, etwas anderes sein zu wollen oder etwas anderes vorzustellen, als eben sich selbst. Denn das Abbildhafte ist ihre Sache nicht.

Bettina Hachmann sucht in ihren von Grund auf gebauten Bildern [*sic!*] nicht nach Formen, wie sie die Natur oder unsere Kultur vorgeben. Weder eine landschaftliche noch eine artifizielle, zum Beispiel architektonische Gestalt wird von ihr verfolgt oder umrissen, gar zum Bildgegenstand erhoben. Die Identität entsteht alleine im Kopf des Betrachters, der diese Bilder mit der Welt vergleicht, in der er lebt, von der er – vielleicht – irgendwann beeindruckt war. Sie wird über Konditionierungen aufgerufen, denen er ob seiner Traditionen, vielleicht seiner Religion, sicher aber ob seines wie dem Bildgedächtnis aller Generationen unweigerlich unterliegt. Darin erinnern mich Bettina Hachmanns Bilder dann, wenn sie auch viel weniger streng sind, an die Arbeiten von Peter Royen. Und deshalb, weil sie wie er jede Erhabenheit und jeden Grat, jede Fläche und jede Struktur auf einem Bild aus dessen Farbkörper selbst holt, durch das Schicht um Schicht Auf- und gelegentlich wieder Abtragen von Farbe und Materie, ohne Zuhilfenahme eines Reliefs oder ähnlicher Unterbauten.

Bettina Hachmann widersteht der Verlockung schneller Resultate. Sie überlässt es dem Bild, sich zu entwickeln. Was den Zufall ebenso einschließt wie ihrerseits ein bewusstes Handeln oder eine gute Kenntnis des Materials, seiner Eigenschaften wie auch Verhaltensweisen. Die Künstlerin selbst ist bei diesem Vorgang, der im Übrigen kaum dazu geeignet scheint, irgendeiner romantischen Vorstellung von Malerei zu entsprechen, sondern sich viel mehr als ein überaus körperlicher Akt des Bildherstellens erweist, in etwas eingebunden, das ich mich nicht scheue, als eine *symbiotische Beziehung* zu beschreiben. Denn nur so wird deutlich, wie gering der prozesshafte, der gesteuerte Anteil ist, der diese Werke ausmacht. Während andere Künstler es nachgerade darauf anlegen, dass ihren Arbeiten angesehen wird, welchen Weg sie genommen haben, wirken die Bilder von Bettina Hachmann (nach dem Abschluss), als würden sie sich im Moment ihrer Betrachtung materialisieren. Erreicht wird das durch die Verdichtung der vielen Schichten, die einerseits zur Stofflichkeit des Materials zurückführt, seiner Haptik, und – paradox – zugleich zu einer kaum übersehbaren Transparenz, die zu bisweilen leuchtenden Farbschleiern führen kann. Denn was auf den ersten Blick Grau scheint und irgendwie auch monochrom, ist tatsächlich sehr reich an Farbe, an funkelnden Pigmenten ebenso wie an dem Kolorit, das von den Materien stammt, die in jenem Bild Verwendung finden.

Doch die oben erwähnte Erinnerung an Peter Royen ist mir angesichts der Bilder von Bettina Hachmann auch noch aus einem anderen Grunde wichtig. Der 2013 verstorbene Künstler nannte seine von mir einmal als Weißkörperbilder beschriebenen Werke bisweilen *Meditationsobjekte*, die Ruhe verströmten – und doch waren sie voller Kraft, voller Energie. Gleiches trifft auf die Arbeiten von Bettina Hachmann zu! Wozu braucht es ein Bild, das sich jeglichem Vergleich verweigert, dem ein zeigender, narrativer Impetus im Grunde vollkommen fremd ist, wenn nicht dazu, seinen Betrachter zu konzentrieren, ihn zu entschleunigen, also aus vielen denkbaren und noch mehr undenkbaeren Beziehungen und strukturellen (kollektiven) Arresten zu lösen, auf dass er sich (wieder) auf sich selbst besönne und darob Begriffe wie zum Beispiel *Weite*, *Stille*, *Neuland* oder eben *Öffnung* ihm über ihren dinglichen Bezug hinaus etwas mitteilen könnten.

Letztlich aber ist Malerei immer abstrakt. Weil sie Raum und Körper, Licht und Zeit in nur zwei Dimensionen auf einem Geviert zu bannen vermag und wir trotzdem glauben, darauf Körper mit unseren Augen umfassen und uns in den Tiefen von Räumen verlieren zu können, uns geblendet fühlen von der Kraft der Farbe und weil über all dem uns dann, im Moment der angelegentlichen Betrachtung eines Bildes, die Zeit abhandenkommt. Bettina Hachmanns Bilder besitzen eine Abstraktion, die Sehnsüchte gebiert.

Aachen, im Januar 2015